

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 12 (1971)
Heft: 1

Artikel: Solschenizyns "Krebsstation"
Autor: Csizmas, Michael
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095374>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Termine mit Mühe und Not doch noch umstellen können und sei nun zur Abfahrt bereit. Ich war entzückt und bat um sofortige Zustellung von zwei Passphotos.

Am nächsten Morgen war meine Abteilungsleiterin bei irgendeiner Sitzung, so dass ich sie über die erfreuliche Wende nicht orientieren konnte. Da ich keine Zeit zu verlieren hatte, fuhr ich schnell zur Passbehörde und dann zum finnischen Konsulat wegen des Visums. Bis Mittag war das alles geschafft, und nun erst konnte ich Frau S. melden, wie gut sich die Sache erledigt hatte. Ein entsetzter Schrei war die Antwort:

«Wie konnten Sie das nur tun!? Genosse Szirmai hat Frau Tolnay höchstpersönlich von der Liste gestrichen. Meint diese Schauspielerin eigentlich, sie könne auch mit der Partei spielen? Wenn sie nicht sofort bereit war, ihre Termine umzustellen...»

«Mir hat niemand gesagt, dass Frau Tolnay gestrichen wurde.»

«Ist doch jetzt egal. Bestellen Sie jedenfalls Frau Tolnay, dass sie nicht fährt!»

«Das tue ich nicht!»

«Gut. Dann telefoniere eben ich.»

Aber Frau S. hatte nicht den Mut, die populäre Künstlerin anzurufen. Eine Stunde später wurde ich zu Sandor Harmati gerufen, seines Zeichens Volksfrontsekretär, Friedensrat-Vizepräsident und Mitglied des Parteizentralkomitees. Frau S. war schon bei ihm. Nun musste ich ausführlich über den Fall Tolnay berichten.

Harmati, dem, wie vielen offiziell beglaubigten alten Kämpfern, normalerweise jede Zivilcourage abging, versuchte zuerst, mich zu überreden, doch mit Frau Tolnay zu sprechen. Ich lehnte ab. Dann sagte er, Frau S. solle es tun. Aber diese replizierte, dazu sei er, Genosse Harmati, eigentlich besser geeignet, denn er habe mehr Autorität. Natürlich wollte Harmati die Benachrichtigung auch nicht übernehmen.

Tatsächlich begab sich an diesem toten Punkt etwas ganz Aussergewöhnliches. Harmati, der sonst so zuverlässig unentschlossene Harmati, sprach: «Soll doch der die Suppe ausöffeln, der sie gekocht hat!» Und liess dem Wort die Tat folgen, nahm den Hörer in die Hand und rief die Parteizentrale an. Nie hatte ich den alten Mann so kämpferisch gesehen. Er bat nicht, nein, er forderte, die Zentrale solle doch selber die Künstlerin darüber informieren, dass sie nicht reisen könne. Schön, in einer Viertelstunde werde er Bescheid bekommen, hiess es in der Zentrale. Wir warteten gespannt. Nach zehn Minuten klingelte der Apparat. Harmati hob ab, hörte zu, sagte mit zufriedenen Lächeln «danke» und legte auf. Er wandte sich zu uns: «Genosse Szirmai wird Frau Tolnay persönlich den Denkkzettel verpassen. Sie soll lernen, dass sie mit uns nicht so umspringen darf.»

Am nächsten Morgen waren wir alle im Regieungswartesaal des Flughafens versammelt. Genosse Szirmai verabschiedete die Delegation im Namen des Politbüros. Da platzte, mit ihrem bekannten verführerischen Lächeln, Klari Tolnay herein. Mir blieb der Atem stocken. Genosse Szirmai schritt auf sie zu, küsste sie galant auf beide Wangen und sagte:

«Es freut mich ausserordentlich, dass es Ihnen doch gelungen ist, mitzumachen. Eine so wunderbare Frau wie Sie ist im Friedenskampf ja unerlässlich.»
(Fortsetzung folgt)

Solschenizyns «Krebsstation»

Von Michael Csizmas

«Die Literaturgeschichte wird sich für diese Sitzung interessieren», erklärte Alexander Solschenizyn seinen Kollegen, die ihn Anfang November 1969 aus dem Schriftstellerverband von Rjasan ausgestossen haben. Und er fügte prophezeiend hinzu: «Die Stunde wird kommen, da jeder von Ihnen versuchen wird, seine Unterschrift unter der heutigen Resolution wieder wegzukratzen!» Der mutige Kritiker der Gesellschaft und feinfühlig Lyriker hat schon teilweise Recht behalten. Er erhielt die höchste Auszeichnung der internationalen Literatur in Anerkennung seiner «moralischen Qualitäten». Wenn man bejaht, dass die Literatur nicht nur ästhetischen, sondern auch moralischen und sozialen Ziele dienen muss, kann man ruhig behaupten, dass der Nobelpreis für Literatur kaum einem würdigeren Autor als Solschenizyn vergeben werden konnte.

Die sowjetischen Stimmen gegen das Publikationsverbot

Sein Roman «Krebsstation»*, den er als «mein persönlichstes Buch, das gewichtigste meiner Werke» bezeichnete, hat bereits eine bewegte Geschichte. Er war von «Novy Mir» schon in Satz gegeben, als er plötzlich verboten wurde. Etliche namhafte sowjetische Schriftsteller intervenierten im Interesse dieses Buches bei den Zensurbehörden. Insbesondere setzte sich Stalinpreisträger Benjamin Kawerin in einem offenen Brief an den Präsidenten des Schriftstellerverbandes, Konstantin Fedin, für die Veröffentlichung der «Krebsstation» ein. Er rief in seinem Brief zuerst die «sinnlose und tragische» Affäre mit Pasternaks Roman in Erinnerung, die dem Land «grossen Schaden» zufügte. Dabei nannte er Fedin einen der Verantwortlichen für das erschütternde Schicksal des zum Tode gehetzten weltberühmten Literaten: «Deine Beteiligung an dieser Affäre ging so weit, dass du gezwungen warst, so zu tun, als wüsstest du nichts vom Tod des Dichters, der dein Freund war und 23 Jahre lang neben dir wohnte. Vielleicht konnte man von deinem Fenster aus nicht sehen, wie ihm eine tausendköpfige Menge das Geleit gab, wie man ihn auf den Schultern an deinem Hause vorbeitrag?»

Kawerin erinnerte Fedin daran, dass infolge seiner Stellungnahme der bereits gesetzte Roman Solschenizyns verboten wurde, und fragte ihn nach den Gründen, warum er aus der geistigen Deformation der Vergangenheit nicht gelernt habe und warum er noch immer bereit sei, der sowjetischen Literatur neuen Schaden hinzuzufügen.

«Begreifst du wirklich nicht, dass allein die Tatsache der Veröffentlichung der „Krebsstation“ die präzedenzlose Spannung in unserem Literaturleben entladen, das unserer Literatur ungerne entgegengebrachte Misstrauen zerstören und anderen Werken den Weg bahnen würde, die für unser Schrifttum einen neuen Reichtum bedeuten?»

Kawerin sah die Folgen des Verbotes von «Krebsstation» im In- und Ausland klar voraus: «Das bedeutet, dass der Roman in Tausenden von Abschriften verbleiben wird, die von Hand zu Hand wandern und, wie man hört, für grosses Geld verkauft werden. Das bedeutet, dass er im Ausland veröffentlicht werden wird. Wir werden ihn dem Leserpublikum Italiens, Frankreichs, Englands, Westdeutschlands abtreten, das heisst, es wird gerade das eintreten, wo-

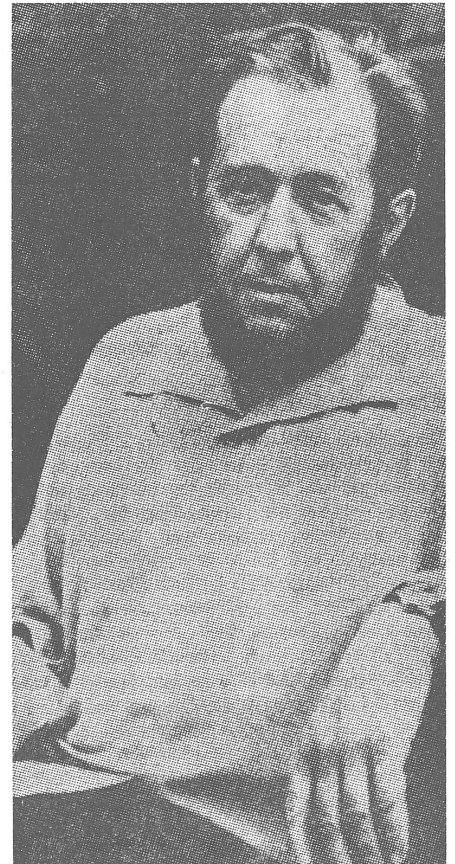
gegen sich Solschenizyn selbst mehr als einmal so entschlossen ausgesprochen hat.»

Die «Krebsstation» war in sowjetischen literarischen Kreisen trotz Publikationsverbot weit und breit bekannt, wie Kawerin in seinem Brief sagte: «Wo man sich für Literatur interessiert, gibt es keine einzige Redaktion, kein einziges Haus, in denen es sich nicht herumgesprochen hätte, dass Markow und Woronkow die Veröffentlichung des Romans befürworten...»

Neben Lydia Tschukowskaja, der Tochter des bekannten Dichters Kornej Tschukowski, wandte sich auch der damalige Chefredaktor von «Nowy Mir», Alexander Twardowski, in einem offenen Brief an Fedin: «Sie können sich doch nicht einfach Scholochows Vorschlag anschliessen: Man nehme Solschenizyn die Feder aus der Hand!»

Die Geschichte der «Krebsstation» nahm trotz allen Interventionen ihren unerbittlichen Gang. Sie wurde — wie vorausgesagt — in Tausenden von Abschriften in der Sowjetunion gelesen und

(Fortsetzung auf Seite 10)



* Alexander Solschenizyn: «Krebsstation», Luchterhand Verlag, Neuwied 1968. Bd. 1, 408 Seiten, Bd. 2, 326 Seiten. Fr. 44.60.

Valerij Tarsis

Was Kusnezow eigentlich schrieb

Die zweite Geburt des Buches «Babij Jar»

Die erste Geburt des dokumentarischen Romans «Babij Jar» war recht unglücklich verlaufen. Die Sowjetzensur hatte ihn so arg gezaust, dass ihn sein Vater kaum wiedererkannte. Die jetzt im Westen veröffentlichten integralen Ausgaben* sind in zwei Schriftarten gedruckt, wobei die aus der sowjetischen Version (und ihren Uebersetzungen) gestrichenen Stellen kursiv wiedergegeben sind.

So kann der Leser verfolgen, wie durch Zensurkürzungen ein wahrheitsgetreues Buch in ein verlogenes verwandelt wird. Der Zensor hatte kunstvoll die wesentliche Wahrheit herausoperiert.

Mit «wesentlicher Wahrheit» sind jene Aussagen und Urteile gemeint, die zwar historisch wahr sind, aber, da sie die offizielle sowjetische Geschichtsschreibung Lügen strafen, nicht geduldet werden. Oder die menschlich echt sind, aber der sowjetischen Legende vom Sowjetmenschen widersprechen und deshalb unmöglich sind. Denn die Klasse, die die Diktatur ausübt (nicht das Proletariat...), braucht sich vorläufig keine Desavouierung gefallen zu lassen!

I.

Ich greife zur Illustration nur einige wenige Stellen heraus, die Kusnezow als Chronisten und den Zensor als Antichronisten charakterisieren. Es ist allgemein bekannt, dass das Sowjetvolk zu Kriegsbeginn die deutsche Armee mit Freuden empfing — im Glauben, die Wehrmacht sei gekommen, das Land von der kommunistischen Herrschaft zu befreien.

«... unsere Nachbarin Jelena Pawlona, so sehr erregt, dass sie kaum wiederzuerkennen war, rief

* A. Anatoli (Kusnezow): «Babij Jar», Axel Juncker Verlag, München 1970. 475 Seiten. Fr. 30.10. Russische Ausgabe: Possev Verlag, Frankfurt am Main 1970.

mit freudiger Verblüffung, triumphierend: ... Die Deutschen sind da! Die Sowjetmacht ist zu Ende!»

Kursiv ist, was die Zensur wegschneidet.

Ebenfalls der Schere zum Opfer fielen die Stellen, wo vom begeisterten Empfang oder von der Verwunderung der Leute über die imposante Macht der deutschen Armee die Rede war. Während die Rotarmisten tippelten, war die gesamte deutsche Infanterie motorisiert.

Die Sowjetpresse trompetete, dass die Deutschen alle Städte nach der Eroberung plünderten und vergewaltigten. Kusnezow hingegen berichtet, dass die Deutschen bei der Einnahme Kiews, seiner Heimatstadt, höchst gesittet voringen, den Mädchen den Hof machten, während die Kiewer Bevölkerung von früh bis spät Geschäfte plünderte — sogar der zwölfjährige Anatolij Kusnezow wurde von der Habgier der Menge angesteckt; und als er mit der Beute nach Hause kam, tadelte ihn sein Grossvater nicht etwa, sondern bemerkte:

«Das hat er richtig gemacht. Die Bolschewiken haben dem Volk alles weggenommen und zum dreifachen Preis verkauft. Das ist unser Gut...»

Vor allem diesem Grossvater wurde viel Temperamentvolles wegzensiert und nur eine farblose Negativität gelassen.

Offenherzig beschreibt der Autor die Einstellung des Volkes gegenüber seiner Obrigkeit:

«Fedor Wlassowitsch, mein Grossvater, hasste die Sowjetmacht aus tiefster Seele und erwartete leidenschaftlich die Deutschen, die Erlöser. Er konnte sich nicht vorstellen, dass es auf der Welt etwas Schlimmeres gibt als die Sowjetmacht.»

Wenn man der sowjetischen Propaganda glaubt, himmelt seit jeher gross und klein im Lande Lenin an. Und wenn man Kusnezow glaubt:

«Er (Grossvater) hielt Lenin für die Quelle aller Nöte, er sagte, Lenin habe „mit Russland Roulette gespielt, habe alles verspielt und sei dann abgekratzt“»

Unzweideutig ist auch die Reaktion des Volkes (bzw. des Grossvaters) auf die Revolution dargestellt:

«Sie brachte nichts Gutes, bloss neuen Hunger und Angst. ... Den schönen Worten der Bolschewiken über ein irdisches Paradies in einer nebeligen Zukunft schenkte er keinen Glauben.»

Man staunt, dass Kusnezow das überhaupt zu schreiben gewagt hatte. Die Zensur liess so ein «Fehlurteil» natürlich nicht stehen; es konnte aber für den Autor ernste Folgen haben...

Sein Grossvater und Vater waren durchschnittliche Arbeiter. Und nannten die sowjetische Macht

«die Macht dieser Landstreicher und Mörder, die nicht wirtschaften können».

Was leider stimmt. Oft bringt Kusnezow ähnliche Aeusserungen als Worte von Proletariern, denen es unter den Bolschewiken so mies erging; das klingt entsprechend echt:

«Lenin hat mehr Menschen ins Verderben geschickt als alle Zaren vor ihm. Und das, was Stalin angerichtet hat, das ist keinem Zaren und keinem Blutsauger auch nur im Traum eingefallen... Was sind das für Zeiten, wo man sich vor seinem eigenen Schatten fürchten muss! ... Du darfst nur noch „Ruhm sei der Partei“ rufen.»

Hübsch und zutreffend ist die sowjetische Wirtschaftsführung geschildert:

Solschenizyns «Krebsstation»

(Fortsetzung von Seite 9)

im Ausland verlegt. Ihrem Autor wurde in der Tat die Feder aus der Hand geschlagen.

Das «sowjetfeindliche» Werk...

Der Roman spielt sich im Jahre 1955, also in der poststalinischen Aera, zur Zeit der grossen Hoffnungen und Erwartungen, in einem Krebskrankenhaus ab. Die Atmosphäre des Spitals ist den Umständen entsprechend furchterregend und beängstigend. Krebs ist auch in der Sowjetunion ein heilloser Uebel. Man sieht sich inmitten von der fatalen Krankheit befallenen menschlichen Wracks, die einen an den nahen Tod erinnern. Doch lodert auch in diesen, von fürchterlichen Wunden gequälten Menschen das Feuer der Hoffnung auf Genesung und auf das Leben. In den Helden des Romans tritt ein Querschnitt der ganzen Sowjetunion vor die Augen des Lesers. Sie erzählen ihre Sorgen, ihr Leben und ihre Gedanken und lassen den Leser dadurch am Schicksal des ganzen grossen, weiten Landes teilnehmen.

Die Hauptfigur der «Krebsstation» ist Kostoglotow, der als junger Student unter falschen Anschuldigungen unter die Räder der sowjetischen Terrorjustizmaschinerie geriet. Er wurde nicht einmal persönlich abgeurteilt, sondern unter einem ungewissen Verdacht samt der ganzen Bevölkerung eines Gebietes — mit Männern, Frauen, Kindern — einfach in die Verbannung geschickt. Als er sich bereits in das Milieu des Zwangsaufenthaltsortes eingelebt hatte, musste er eines Tages die fürchterliche Entdeckung machen, dass in seinem Magen eine Krebsgeschwulst war. Er erkämpft sich ein Bett im Spital, und nach monatelanger Pflege kehren seine Kräfte und sogar sein Mut zum Leben zurück. Kostoglotow verliebt sich in eine Aerztin, die, einsam ihrem Beruf lebend, unter den Kranken ihr Leben fristet. Doch muss er ihr nach seiner Spitalentlassung eröffnen, dass er durch die Behandlung seine Männlichkeit eingebüsst hat. Sein Gegenspieler im Roman ist der «höhere Parteifunktionär» Rusanow, der hier nicht nur von der Krankheit geplagt wird, sondern auch von der Angst, dass er sich als Denunziant und Spitzel einmal eventuell verantworten muss. Von den andern Gestalten des Romans übt Schulochin, der alte Bibliothekar, einen überwältigen-

den Eindruck auf den Leser aus. Schliesslich findet man hier besonders interessant gezeichnete Aerzte- und Schwesterncharaktere.

Die Grösse von Solschenizyn ist vor allem darin zu finden, dass er sich bei seinen Aussagen über Gesellschaft und Menschen keinen Verallgemeinerungen hingibt. Er beschreibt nicht nur das Schreckliche im System, sondern verweilt auch gerne bei heiteren Episoden und verheimlicht nie die Schwäche des Körpers oder des menschlichen Geistes. Die unzähligen, doch nicht oberflächlich erscheinenden Figuren seines Werkes beantworten durch ihr wechselhaftes Schicksal eigentlich die letzte Frage eines jeden menschlichen Daseins: Was ist der Sinn des Lebens und des Todes?

... ist in Wirklichkeit optimistisch

Solschenizyns Roman, wenn auch in düsteres Milieu gesetzt, ist ein optimistisches Werk. Es endet nicht mit dem Tod, sondern mit der Genesung. Es zeichnet sich auch die Möglichkeit einer Rückkehr aus der Verbannung ab. Das kümmerliche Dasein wird durch Menschlichkeit ausgewogen. ■